GEISTREICH

Katholische Gesamtkirchengemeinde Biberach

Katholische Zeitschrift für Biberach und Biberach Umland

Nr. 26 | Juni 2022

Kirche im Wandel

Inhalt

INHALT

TITELTHEMA

4 **Was fällt mir zu dem Begriff „Kirche“ ein?**
6 **Wozu Kirche?**
Die Aufgaben der Kirche am Beispiel der Sternsingeraktion
7 **Wo ist die Kirche?**
Die kirchlichen Grundvollzüge Martyria, Liturgia und Diakonia
8 **Kirche(ngemeinde) im Wandel**
9 **„Kirche im Wandel“**
Ein Pensionär blickt zurück
10 **Wie sollen Priester leben?**
Modelle und Schlaglichter aus der Kirchengeschichte
12 **Gut, dass wir darüber gesprochen haben?!**
Überlegungen zum Synodalen Weg
14 **„Für mich kommt es auf den konkreten Menschen an“** sagt Pfarrer Uwe Grau aus Uttenweiler, der sich in der Fernsehdokumentation „Wie Gott uns schuf“ als homosexuell outete.
15 **Besorgt – aber nicht ohne Hoffnung**
16 **Gehen oder bleiben?**
Warum Menschen aus der Kirche austreten - oder auch nicht
18 **Was machen die Kirchenaustritte mit uns?**
Reaktion und Stellungnahme von Haupt- und Ehrenamtlichen in der Seelsorgeeinheit (SE) Biberach
19 **Von „fünf nach zwölf“ auf „fünf vor zwölf“**
Kirchliche Perspektiven der Seelsorgeeinheit Biberach Umland
20 **Warum lasse ich mich als Erwachsener firmen?**
21 **„Ich wünsche mir, dass die Kirche ein Anker im Leben von Menschen sein könnte“**
Interview mit Harald Stehle
22 **Wäre Gesanges voll unser Mund...**
Was der Wandel des Kirchenlieds über den Wandel in der Kirche aussagt

ICH GLAUBE

23 **„Schritt für Schritt“**
Gebet am Donnerstag

RUBRIKEN

3 **Vorwort**
13 **Karikatur**
24 **Impuls**

Impressum

Herausgeber:
Katholische Gesamtkirchengemeinde Biberach
Leitender Pfarrer: Stefan Ruf
Gewählter Vorsitzender: Wolfgang Michel
Redaktionsadresse: Pfarrbüro St. Martin,
Museumstraße 5, 88400 Biberach,
Tel.: 07351/18140, redaktion.geistreich@gmx.de

Redaktionsteam:
Rudi Andritsch, Thekla Braun (V.i.S.d.P.), Stefanie Brüggemann, Christian Hiller, Christina Knapp-Jung, Wiebke Mahlbacher, Simon Menth, Wunibald Reutlinger, Stefan Ruf, Kathrin Schlanser, Gabriele Schnorrenberg, Andrea Staab

Die in den Beiträgen dargestellte Meinung muss nicht die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Fotos und Text:
1, 11, 24: Volker Mahlbacher; 3: Michael Kettel; 8, 10, 12, 14, 21: privat; 6: Benne Ochs in: Pfarrbriefservice (oben), Martin Steffen in Pfarrbriefservice (rechts), ReclameBüro/Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ (unten); 7: Grafik: Fachstelle für Religionspädagogik, Kath. Kirche im Kanton Zürich; 12: Peter Weidemann in: Pfarrbriefservice; 13 Karikatur: Gerhard Mester; 15: Björn Held, Kath. Dekanat Biberach; 15 (unten): vecteezy.com; 18: Logo Seelsorgeeinheit Biberarch Umland; 19: Logo Seelsorgeeinheit Biberarch; 20: Peter Weidemann in: Pfarrbriefservice (Hintergrund), Dr. Oliver Merk; 22: Logo ©Deutsche Bischofskonferenz; 23: Martin Manigatterer in: Pfarrbriefservice;

Layout: Bianke Müller, Ulm

Druck:
RCDRUCK GmbH & Co. KG
Emil-Mayer-Straße 3, 72461 Albstadt-Tailfingen

Liebe Leserinnen und Leser,

„PANTA RHEI“: alles fließt – nichts ist so beständig wie der Wandel.
Diese dem griechischen Philosophen Heraklit zugeschriebenen Worte führen uns vor Augen, dass Veränderungen in der Welt und in unserem Leben eine feste Größe sind.
Wandel in der Kirche – Notwendigkeit, Frage, Hoffnung? Menschen und Gesellschaften wandeln sich. Gott steht auch im Wandel zu uns, wenn wir zu IHM stehen. Doch was bedeutet das für Seine – für unsere – Kirche?

Spätestens seit dem bekannt gewordenen Missbrauchsskandal steckt die Katholische Kirche in einer Krise. Überschattet von den aktuellen, negativen Nachrichten aus aller Welt sind diese Schlagzeilen zwar etwas in den Hintergrund gerückt, aber das Thema ist brisant wie nie zuvor.
Die wachsende Zahl an Kirchenaustritten, die auch in unseren Seelsorgeeinheiten zu verzeichnen ist, zeigt, dass die Katholische Kirche ein massives Imageproblem hat, an dem es zu arbeiten gilt. - *Wandel als Notwendigkeit.*

„Die Hütte brennt“ - treffender kann man es kaum ausdrücken. Viele - auch sehr gläubige Menschen - fragen sich aktuell, ob sie noch Teil dieser Kirche sein wollen bzw. können.
Viele nehmen die Kirche als altmodisch und als nicht in der heutigen Zeit angekommen wahr. Die Kirche - unsere Glaubensheimat - verliert an Glaubwürdigkeit, wenn sie die Zeichen (oder Bedürfnisse) der Zeit nicht erkennt. „Die Reformunfähigkeit und die Verlogenheit hält man einfach nicht mehr aus.“ Die Bereitschaft zur Veränderung sollte spürbarer werden, um die Tür nicht bei noch mehr Menschen zu verschließen.
Doch gibt es glücklicherweise auch viele Menschen, die die Kirche positiv erlebt haben, bzw. erleben, zu ihr stehen und ihr Bild weitergeben möchten. Damit hat es die Kirche und haben wir es als Gemeinde selbst in der Hand, die Zukunft zu gestalten: Die Menschen dort abholen, wo sie stehen, positive Erlebnisse schaffen, Geborgenheit geben und damit die positive christliche Botschaft vermitteln.
Die Katholische Kirche in Deutschland versucht sich bereits an Veränderungen und hat 2019 den Reformdialog „Synodaler Weg“ begonnen. Bischöfe und Laien wollen sich den Konfliktthemen der Kirchen annehmen und Reformen beschließen. Macht, Missbrauch, Gewaltenteilung und die Rolle der Frau in der Kirche sind die strittigen Themen. - *Wandel immer noch als Frage?*
„In der Mitte der Nacht liegt der Anfang eines neuen Tages“. Ist dieser Tiefpunkt, an dem sich die Kirche gerade befindet, womöglich doch der Aufbruch in eine „neue Kirche“, eine Kirche, in der ALLE Platz finden? – *Wandel als Hoffnung.*
Wir wünschen Ihnen nun viel Freude beim Lesen der neuen Ausgabe und bleiben Sie sich und Ihrem Glauben treu!

Kathrin Schlanser
Andrea Staab
Redaktionsteam

Was fällt mir zu dem Begriff „Kirche“ ein?

Dies haben wir verschiedene Personen gefragt. Hier sind die Antworten (natürlich nicht repräsentativ): Und was hätten Sie geantwortet?

Kirche ist für mich der Ort, an dem ich nicht vor mir selbst weglaufen kann, an dem ich bei mir ankomme. Kirche bedeutet für mich zur Ruhe kommen und Frieden schließen.

(weiblich, 48 Jahre)

Die Kirche ist für mich kein Gebäude.
Die Kirche ist für mich die Gemeinde, die aus Christus entstanden ist. Kirche ist für mich dort, wo Christus das Haupt ist & wir (d.h. die Jünger Jesu) die lebendigen Glieder seines Leibes sind.
Kirche bedeutet für mich in Abhängigkeit von Christus zu stehen & aus Christus heraus zu handeln.

(männlich, 19 Jahre)

Der Begriff „Kirche“ löst bei mir Zwiespältigkeit aus. Auf der einen Seite Erfahrungen von Gemeinschaft, Geborgenheit sowie überzeugte und überzeugende Menschen; auf der anderen Seite ein Gefühl der Unfreiheit, Bevormundung und Gesetzesdenken.

(weiblich, 70 Jahre)

Die Kirche ist da, wo Oma und Opa arbeiten.

(Junge, 3 Jahre)

Die Kirche ist meine Glaubensheimat. Es ist mir wichtig, dass die Kirche innerhalb der Gesellschaft bestimmte Aufgaben und Positionen übernimmt und präsent ist. Aus meiner Sicht verliert die Kirche aber jede Glaubwürdigkeit, wenn sie nicht mit den Menschen und dem Zeitgeist geht und bereit ist, sich zu verändern. Es ist für mich schwer zu verstehen, wie man sich bei einem zeitgemäßen Verständnis der Botschaft Jesu so unsolidarisch gegenüber Teilen der eigenen Gemeinschaft verhalten kann. Das schließt die Tür bei vielen Menschen, die sich die Frage nach Gott in ihrem Leben stellen und denen ihr Glaube etwas bedeutet.

(weiblich, 35 Jahre)

Beim Wort Kirche denke ich an einen Ort, an dem ich gerne bete, weil ich die Atmosphäre mag.
Ich denke allerdings besorgt auch an die vielen Kirchenaustritte infolge der negativen Schlagzeilen. Mich hält beim Gedanken an Kirche jedoch Gemeinschaft und Zusammenhalt, da ich seit meiner Jugend mit vielen meiner Freund*innen aus der KJG heute immer noch sehr verbunden bin.

(weiblich, 43 Jahre)

Die Kirche, von der die Menschen in der momentanen krisengeschüttelten Zeit Trost, Ermutigung und Halt erwarten und ersehnen, ist verstummt und hat sich in ihre Verwaltung angstvoll zurückgezogen. Ich hoffe und bete, dass der Hl. Geist in die Kirche einzieht und verwandelt, damit daraus wieder Liebe, Hoffnung und Demut strömen kann und dass darin Jesus wieder den ersten Platz einnimmt.

(weiblich, 60 Jahre)

„Ich glaube an die heilige katholische Kirche“, das bete ich im Glaubensbekenntnis. Tue ich das eigentlich, bei den Schlagzeilen, die die Kirche liefert?
Ja, denn sie ermöglicht mir, Gottesdienste zu besuchen und Sakramente zu empfangen. Sie hat Priester, Ordensleute, Pastoralreferentinnen, die mich überzeugen, die das Wort Gottes so zu mir bringen, dass ich es glauben kann. Und in ihr erlebe ich Menschen, die meinen Glauben teilen und mit mir leben.

(weiblich, 67 Jahre)

Die Kirche ist ein Ort, wo Gott zuhause ist und wo die Menschen viel über Gott und Jesus lernen können.

(Junge, 5 Jahre)

Meiner Meinung nach hat es die Kirche als Institution leider „verpasst“ mit der Zeit mitzugehen. Insbesondere als junger Mensch fällt es einem schwer, sich mit dem „System“ der Kirche noch identifizieren zu können. Sei es durch unfassbare Skandale, Aussagen, die nicht mehr in die heutige Zeit passen oder schlichtweg durch eine „verstaubte“ Struktur. Was eigentlich wirklich schade ist, da die Kirche ein Ort ist, in der man eine ganz besondere Stimmung verspüren kann, um sich zu besinnen, eine Gemeinschaft zu schaffen und dem Glauben näher zu sein. Denn gerade heutzutage bräuchte es umso dringender eine Stelle, welche grundlegende „Werte“ vermittelt, die oftmals in der immer schneller werdenden Zeit mehr in den Hintergrund geraten. Aber leider fühlt es sich eher so an, wie wenn „Glaube“ und „Kirche“ auseinander driften und das eine nicht zwingend etwas mit dem anderen zu tun haben muss.

(weiblich, 23 Jahre)

Kirchenraum: Rückzugsort, bietet Sicherheit; Ort, um die Gedanken schweifen zu lassen, an Verstorbene zu denken, zur Ruhe zu kommen; Ort der Besinnlichkeit. „Gemeinschaft der Gläubigen“ sollte ein Ort sein, an dem alle gleich sind und man sich gegenseitig unterstützt. Die Amtskirche ist sehr reformbedürftig.

(weiblich, 35 Jahre)

Aktuell leider die vielen negativen Schlagzeilen. Doch mit Kirche verbinde ich auch Glaube und Würdigung der Leistungen der Seelsorger und Ehrenamtlichen vor Ort.

(männlich, 70 Jahre)

Kirche: Will ich noch Teil dieser Kirche sein?
Diese Frage treibt mich seit Wochen um. Ja - ich bleibe in dieser Kirche, sie war mir Heimat! Und ich werde weiterhin ein „lebendiger Baustein“ in dieser Kirche sein.

(weiblich, 78 Jahre)

Kirche – das ist für mich ein Stück Heimat und ein Stück meiner Geschichte. In meiner Jugend habe ich in der Kirche und durch unsere Jugendarbeit viel Verbindendes, Ermutigendes, Erinnerungswertes erlebt, auf das ich mich bis heute stütze. Ich gehe in die Kirche und genieße vertraute Lieder und Texte. Ich genieße es, das Licht an der Kirchenwand Muster zeichnen zu sehen und komme zur Ruhe. Ich höre die christliche, zutiefst menschenfreundliche Botschaft und ziehe daraus Impulse für mein tägliches Leben, auch in schwierigen Zeiten. Ich sehe, dass sich mein Glaube und meine Wahrnehmung einer guten Kirche als Spiegelbild gelingender Gemeinschaft auf die positiven Erfahrungen der Vergangenheit stützen. Ich hatte wohl Glück... Und ich sehe auch: oft wirken Gottesdienste eingeübt und formelhaft, wird die Botschaft Christi nicht mit Leben gefüllt, findet um den Gottesdienst herum immer weniger aktives Gemeinde-Erleben für alle Generationen statt. Wir haben es doch in der Hand, unsere Kirche zu einem attraktiven Ort zu machen, an dem man sich trifft, gemeinsame Zeit verbringt, an dem jede/r akzeptiert wird, wie er/sie ist, an dem jede Altersgruppe ein Angebot bekommt, das Freude macht. Packen wir es an?

(weiblich, 50 Jahre)

Eine Gemeinschaft von Menschen, die an Gott als Vater, Sohn und Heiligen Geist, die Vergebung von Sünden und das ewige Leben glauben. Menschen, die sich über den gemeinsamen Glauben verbunden fühlen, gleiche Werte teilen, sich Gott über ähnliche liturgische Wege nähern und darüber ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis und Zusammengehörigkeitsgefühl aufbauen. Eine Gemeinschaft von Menschen, die glauben, dass Gott auch - aber nicht nur - durch die Kirche in der Welt wirkt. Die Kirche hat für mich hier keine Monopolstellung für den Glauben an Gott, aber sie hat sich bewährt, Glauben zu teilen und durch die Zeit zu tragen. Außerdem denke ich persönlich spontan zunächst an die katholische Kirche, geprägt durch den katholischen Ritus, die aber in Gemeinschaft mit den anderen Kirchen unterschiedlicher konfessionellen Prägungen steht bzw. stehen sollte. Last, but not least, denke ich an eine Kirche, der es guttun würde, sich immer wieder daran zu erinnern, Gottes Wort verkünden zu wollen, für die Menschen da zu sein und auf elitäres Denken und persönliche Macht zu verzichten.

(männlich, 55 Jahre)

Wozu Kirche?

Die Aufgaben der Kirche am Beispiel der Sternsingeraktion

„Glauben kann ich auch ohne Kirche.“ Diese Aussage ist so oder ähnlich immer wieder zu hören. Wozu Kirche? Was vielleicht provokativ klingt, ist für mich keine rhetorische Frage, sondern ernst gemeint: Wozu dient Kirche? Wozu brauchen wir Kirche?

Nach dem Selbstverständnis der Kirche sind es vier grundsätzliche Aufgaben, die sogenannten Grunddienste oder Grundaufgaben, die aus Jesu Leben und Wirken abgeleitet werden und den Auftrag der Kirche ausmachen. Sie werden auch heute noch oft mit dem ursprünglich griechischen Wort (in Klammern) genannt:

- **Zeugnis geben (martyria)**
  Glaubwürdig weitergeben, was Grund unserer Hoffnung ist
- **Dienst am Nächsten (diakonia)**
  Sich auf die Seite der Notleidenden stellen und notwendige Hilfe leisten
- **Gottesdienst feiern (liturgia)**
  Den Glauben feiern und vergegenwärtigen, was uns trägt
- **Gemeinschaft leben (koinonia)**
  Den gemeinsamen Glauben als etwas Verbindendes und Unterstützendes erfahren (lassen).

An diesen Grundaufgaben der Kirche sind alle beteiligt, die zur Kirche gehören. Je nach Neigung und Engagement kann dabei jeweils die eine oder andere Aufgabe im Vordergrund stehen. Am Beispiel der Sternsingeraktion lässt sich erkennen, wie eine Gruppe bei allen Grundaufgaben mitwirken kann und

die verschiedenen Aufgaben ineinandergreifen und einander ergänzen.

Der Einsatz für andere Menschen (diakonia)

Die Sternsingeraktion ist die weltweit größte Hilfsaktion von Kindern für Kinder.
Mit den Spenden, die die Sternsinger bundesweit in den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönig sammeln (jährlich 40 bis 50 Millionen Euro!), werden weltweit Projekte unterstützt, die das Leben von Kindern und Familien nachhaltig verbessern und für viele Ernährung, Gesundheit, Bildung und ein Leben in Geborgenheit und Frieden ermöglichen. Außerdem werden viele Süßigkeiten, die die Sternsinger geschenkt bekommen, dem Tafelladen gespendet.

Gottesdienst feiern (liturgia)

Die Sternsinger gestalten Gottesdienste mit. Mit ihren Gewändern, Kronen und dem Stern erinnern sie am Dreikönigstag an die drei Weisen, die einem Stern gefolgt sind, um den König der Welt zu suchen und in einem hilflosen Kind den Mensch gewordenen Gott zu finden (Mt 2,1-12). Mit Liedern, Texten und Gebeten teilen sie mit, was sie über das Leben von Kindern aus anderen Ländern erfahren haben, was sie dabei beschäftigt und was sie diesen Kindern wünschen. Die Sternsinger werden gesegnet und ausgesandt, um den Segen weiterzugeben.

„Segen bringen – Segen sein“ (martyria)

Das Motto der Sternsingeraktion bringt es auf den Punkt. Die Sternsinger bringen den Segen nach Hause und schreiben ihn an die Türen. 20*C+M+B+22 steht für den lateinischen Satz: CHRISTUS MANSIONEM BENEDICAT - auf Deutsch: Christus segne dieses Haus, auch im Jahr 2022. Die Sternsinger bringen nicht nur den Segen; mit ihrem Tun sind sie ein Segen für andere Menschen, in unserer Gesellschaft und weltweit. Und sie zeigen uns damit beispielhaft, wozu wir als Christen alle berufen sind.

Miteinander unterwegs (koinonia)

Oft haben die Sternsinger und alle, die sie unterstützen, viel Spaß miteinander - bei der Vorbereitung, unterwegs oder beim gemeinsamen Essen. Und sie erleben, dass sie miteinander etwas bewegen und dort Hilfe ermöglichen können, wo man sich allein ohnmächtig und hilflos fühlt.

Steffi Brüggemann
Pastoralreferentin

Wo ist die Kirche?

Die kirchlichen Grundvollzüge Martyria, Liturgia und Diakonia

Worin besteht der grundlegende und ureigene Auftrag der Kirche? Sucht man nach einer Antwort auf diese Frage, so stößt man schnell auf die sogenannten „Grundvollzüge der Kirche“. Klassischerweise werden drei solche Grundvollzüge unterschieden. In neuerer Zeit wird mitunter auch von vier Grundaufgaben der Kirche gesprochen. Zu den drei klassischen Vollzügen kommt noch die „Gemeinschaft“ (koinonia) dazu. Ich möchte mich hier aber auf die drei klassischen Grundvollzüge beschränken.

Martyria (Zeugnis): Gemeint ist das Lebenszeugnis von Christinnen und Christen von der unbedingten Zuwendung Gottes zu allen Menschen in Jesus Christus, die bis hinein in die tiefsten Abgründe menschlicher Existenz reicht und den Grund der christlichen Hoffnung für die Welt darstellt.

Liturgia (gottesdienstliche Feier): In der Feier der Liturgie, des Gottesdienstes, wird diese Zuwendung Gottes zur Welt in Jesus Christus gefeiert und für die Feiernden vergegenwärtigt.

Diakonia (tätige Nächstenliebe): Die Diakonie als dritter elementarer Grundvollzug, lässt die christliche Glaubensüberzeugung von der Zuwendung Gottes zum Menschen zur Tat werden und weiß sich dabei in der Nachfolge der heilenden und aufrichtenden Praxis Jesu selbst. Grundlegend dabei: Der Mensch mit seinem unbedingten Wert und seiner unbedingten Würde steht im Zentrum des Geschehens

Ausgehend von diesen drei Grundvollzügen ergibt sich eine spannende Perspektive für die Kirche von heute. Denn im Umkehrschluss bedeutet diese Lehre von den drei Grundvollzügen doch: Wo immer Menschen durch ihr Lebenszeugnis ihre Hoffnung auf Gottes unbedingte Zuwendung für andere erfahrbar machen, wo immer Menschen das Geheimnis von Tod und Auferstehung Jesu als Fundament ihres Lebens feiern, wo immer Menschen einander helfen, Not erkennen und sie lindern und zwar um der Würde des anderen Willen: Überall da ereignet sich doch – egal ob explizit oder implizit – authentische Kirchlichkeit. Anders formuliert: Vielleicht gibt es in diesem Sinne in unserem Land viel mehr „kirchliche Menschen“ als die unter 50 Prozent der Bürgerinnen und Bürger, die sich noch als Mitglieder einer der beiden großen Konfessionen bezeichnen.

Könnte es dann nicht eine der drängenden Aufgaben der Kirche heute sein, diese Orte der Kirchlichkeit in der Welt zu suchen, zu entdecken und an ihnen einen Gott zu finden, von dem zumindest eines klar ist: Er lässt sich ungern in Systemen und Schemata gefangen halten, die Menschen um ihn herum bauen.

Sehr prägnant hat diesen Gedanken der tschechische Priester und Religionsphilosoph Tomáš Halik in einem Text zusammengefasst, in dem er auf die Erfahrung leerer Kirchen an Ostern anlässlich des ersten Lockdowns im Jahr 2020 reflektiert:

„Dieses Jahr an Ostern werden wahrscheinlich viele unserer Kirchen leer sein. An irgendeinem anderen Ort werden wir das Evangelium vom leeren Grab vortragen. Wenn uns die Leere der Kirche an ein leeres Grab erinnern wird, sollten wir nicht die Stimme von oben überhören: ‚Er ist nicht hier. Er ist auferstanden. Er geht euch voraus nach Galiläa.‘ Die Anregung zur Meditation für dieses seltsame Ostern lautet: Wo ist dieses Galiläa von heute, wo können wir dem lebendigen Christus begegnen? […] Ich bin davon überzeugt, dass dieses ‚Galiläa von heute‘, wohin man gehen soll, um den Gott zu suchen, der durch den Tod hindurch ging, die Welt der Suchenden ist.“[1]

Simon Menth
Redaktionsteam

1 Der gesamte Text ist zu finden unter www.theologie-und-kirche.de/halik-theologie-pandemie.pdf.

Kirche(ngemeinde) im Wandel

Erste Eindrücke in Biberach

In 1952 zog meine Familie nach Biberach. Alles hier war für mich neu, nicht nur die Größe der Stadt, sondern auch die der Kirchengemeinde und der Kirche. Daneben gab es ja noch die Spitalkirche und St. Gallus in Rißegg. Biberach hatte einen Stadtpfarrer, zwei Kapläne und weitere „nebenamtliche“ Priester.

An den Wochenenden gab es viele Gottesdienste, welche immer sehr gut besucht waren.

Ich wurde zur Christenlehre „geschickt“ und dort von einem Teilnehmer in seine Jugendgruppe eingeladen. So wurde ich in das Gemeindeleben außerhalb der Gottesdienste eingeführt.

Gemeinde im Aufbruch

Bald schon fand (wieder einmal) ein großer mehrtägiger Basar in der Gigelberghalle statt. Die Gemeinde und ihre Gruppierungen sammelten Spenden; es wurde geschlachtet, gekocht und für das Fest gearbeitet. Unter Blasmusik wurde dann gegessen und getrunken. Die Veranstaltung hatte nicht nur das Ziel, Geld für die geplante Gründung der Gemeinde und den Bau der Kirche St. Josef in Birkendorf zu sammeln; sie diente auch dem Gemeindeerleben.

1957 konnte Pater W. Michel (OMI) als Pfarrer von St. Josef seine Arbeit aufnehmen.

Es ging weiter mit Basaren und Spendensammlungen, diesmal für eine Kirche auf dem Mittelberg. 1969 war es dann hier auch so weit; das Kirchengebäude stand, die Gemeinde war gegründet und die Oblaten (OMI) übernahmen die Pfarrei.

Strukturen verändern sich

Die Kirchengemeinden St. Josef und Zur Heiligsten Dreifaltigkeit wurden rechtlich selbstständig, verwaltungsmäßig aber mit der „Muttergemeinde“ St. Martin zusammengefasst in der Gesamtkirchengemeinde (GKG) Biberach.

Jede Gemeinde führte fortan ihr eigenes Gemeindeleben, setzte eigene Akzente und war bemüht, eigene Projekte zu kreieren. Die Vorhaben wurden dann im Gesamtkirchengemeinderat nach ihrer Dringlichkeit und den vorhandenen Mitteln abgewogen und aus dem gemeinsamen Topf finanziert.

Der Priestermangel wurde zunehmend größer; die Diözese versuchte durch Bildung von Seelsorgeeinheiten (SE) den Mangel „zu verwalten“. Die GKG wurde gegen den Willen vieler Verantwortlicher auf zwei SEs aufgeteilt. Die Gemeinden St. Martin, St. Josef und St. Alban bildeten die vorläufige SE Biberach-Nord, Dreifaltigkeit, St. Gallus und mehrere Umlandgemeinden die SE Biberach-Süd. Das bedeutete u.a. Doppelstrukturen bei einigen Gremien. Erst 2014 und nach mehreren Anläufen wurden die SEs so festgelegt, wie wir sie heute kennen.

Meines Erachtens gilt es jetzt, sich auf die Wurzeln unserer Gemeinden, auf das Gemeinsame zurück zu besinnen und daraus ein neues Miteinander zu entwickeln.

Tiefgreifende pastorale Veränderungen durch das II. Vat. Konzil

Tiefergehende Neuerungen aber brachte das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965).

Zuvor feierte der Priester die Hl. Messe und verkündete das Wort Gottes in lateinischer Sprache, dem Volke abgewandt. Das Volk betete während dessen einen Rosenkranz oder folgte im „Schott-Messbuch“ dem Verlauf der Messe. Jetzt wurde die Messe in deutscher Sprache zelebriert. Es wurden Laien als Lektoren und Kommunionhelfer zugelassen. Die Handkommunion wurde eingeführt!! Die Hochaltäre und Kommunionbänke verloren ihre bisherige Bedeutung; dafür wurden Mittelaltäre in die Kirchenräume eingebracht. In St. Martin wurde in den Jahren 1964-1967 eine Umgestaltung des Innerraumes vorgenommen. Chorgitter und Marienaltar wurden ersetzt durch einen Mittelaltar. Das Wort Gottes wurde nun von einem Ambo aus verkündet. Das Konzil betonte die Verantwortlichkeit des einzelnen Christen für sein Seelenheil. Das Gottesbild veränderte sich vom strafenden Gott zum liebenden, gnädigen Vater. Die Frauen sollten gleichberechtigt sein, eine Öffnung der Kirche hin zu Andersgläubigen sollte erfolgen. Für meine Freunde und mich waren das hoffnungsvolle Aussagen.

Allerdings: Die Umsetzung dieser Aussagen des Konzils sind bis heute „auf dem Wege“ und wie lange der Weg noch sein wird, bis die Konzilsdokumente voll umgesetzt sind, weiß nur Gott allein.

Hermann-Josef Stütz
Mitglied im KGR St. Martin von 1991 - 2010

„Kirche im Wandel“

Ein Pensionär blickt zurück

Meine Erfahrungen mit Kirche umfassen gut 70 Jahre Lebenszeit. Was sich in der Kirche seit meiner Kindheit gewandelt hat, ist für mich rückblickend schon erstaunlich. Trotz allem Widersprüchlichen in der Kirche, trotz berechtigter Kritik an der Kirche und trotz großer Unzufriedenheit mit der Kirche, blieb bei mir die Hoffnung lebendig, dass es erfreuliche Wandlungen in der Kirche geben wird, die dem Leben und Glauben der Menschen Kraft geben und den Menschen auch in Zukunft gerecht werden können. Es geht nicht darum „jedem und jeder gerecht zu werden“, es geht immer neu darum, dass wir dem gerecht werden, was Jesus gelebt hat.

Kirche in meiner Kindheit und Jugend

An Sonn- und Feiertagen war die Kirche gefüllt und auch Werktags-Gottesdienste waren gut besucht, sogar am frühen Morgen.

In vielen Gemeinden entstanden Jugendgruppen, die von jungen Vikaren und Kaplänen begleitet wurden. Unser Kaplan hat sogar den Fußballverein in der Stadt gegründet.

Kirche war „*Volkskirche*“ und Schulen waren „*Konfessionsschulen*“. Über den Religionsunterricht war praktisch jedes Kind dem Pfarrer bekannt (um nicht zu sagen „ausgeliefert“).

Der klassische Zugang zum Beruf des Priesters lief wie vor dem Krieg über die Internate der Kirchen oder Ordensgemeinschaften. In diesen Häusern war der Tagesablauf streng religiös geprägt. Die Neugestaltung der Gesellschaft forderte Zukunftsperspektiven, während das kirchliche Leben nach Kriegsende und Untergang der NS-Diktatur zunächst noch auf die Wiederherstellung der früheren religiösen Ordnung ausgerichtet war. Aber nach und nach regte sich Widerstand.

II. Vaticanum (1962–1965) und Folgen

Mit dem Schlüsselwort „**Aggiornamento**“ wollte Johannes XXIII die Kirche so auf die „Höhe des Tages“ bringen, dass die Botschaft des Evangeliums die Menschen unserer Zeit erreicht. Die Kirche sollte sich „unter der Führung des Heiligen Geistes unaufhörlich erneuern“ (Gaudium et spes 21). Unmittelbar nach dem Konzil Theologie zu studieren war spannend und herausfordernd. Wegweisend war für uns besonders Professor Alfons Auer, der aufzeigte, welche Rolle die Theologie und die Kirche in der heutigen Welt spielen sollen: Sie sollen vor allem eine **integrierende**, eine **stimulierende** und eine **kritisierende** Funktion ausüben.

Ins Wanken kam dann bald die ganze Gesellschaft. Wir erlebten, wie 1968 die Studenten gegen den „Muff unter den Talaren“ protestierten und Vorlesungen gestürmt wurden. An jeder Ecke und in den Kneipen wurde heftig diskutiert. Zunächst blieb es im Wilhelmsstift noch etwas ruhig, aber dann wurde auch manches in Frage gestellt und verändert.

Durch Theologen, die nicht ins Priesterseminar eingetreten sind, weil sie heiraten wollten, kam von den Verantwortlichen der Priesterausbildung der Impuls, ein neues Berufsbild für Theologen zu entwickeln, den **Beruf des Pastoralreferenten**, der sehr schnell auch für Frauen geöffnet wurde. Anfängliche Skepsis in manchen Pfarreien war bald verflogen. Heute sind Pastoralreferent*innen auf allen Ebenen der Diözese tätig und tragen die Kirche heute ganz wesentlich mit.

Ermutigt durch das Konzil wurde darauf hingearbeitet, die Ergebnisse in den Ortskirchen umzusetzen. Dies geschah für die deutschen Bistümer durch die Würzburger Synode (1971-1975) und in unserer Diözese noch durch die Diözesansynode (1985/86). Das Konzil zeigte Wirkung: Nicht nur Gesellschaft, auch Kirche wandelte sich.

Kirche heute

Die Gesellschaft heute ist nicht mehr christlich geprägt. Es gehört nicht mehr zum guten Ton bürgerlicher Wohlanständigkeit, getauft zu sein. Es liegt nun an uns und unserem Christ-sein, wie Paulus „neue Christen und Christinnen“ zu gewinnen.

Die Vielfalt der Meinungen, des Glaubensverständnisses und der Lebens- und Frömmigkeitsformen wird das Bild der Kirche weiterhin bestimmen. Dies erfordert Geduld, Toleranz und Offenheit! Und natürlich sollten wir uns selbst nicht absolut setzen und anderen das wahre Christsein absprechen.

Martin Sayer
Priester i.R.

TITELTHEMA

Wie sollen Priester leben?

Modelle und Schlaglichter aus der Kirchengeschichte

Zölibatär lebende Priester mit kaum einem anderen Phänomen neben dem Papsttum wird die katholische Kirche von außen so identifiziert wie mit diesem. Und kaum ein anderes Phänomen steht innerkirchlich, zumindest in großen Teilen des deutschsprachigen Katholizismus, so in der Kritik wie das priesterliche Lebensmodell. Es ist sogar Teil der Debatten des Synodalen Weges. In diesem Beitrag soll aufgezeigt werden, dass es im Lauf der Geschichte des westlichen Christentums unterschiedliche Modelle priesterlichen Lebens gab. Des Umfangs wegen beschränke ich mich auf die katholische Kirche. Dass vieles verkürzt dargestellt werden muss, versteht sich von selbst.

Ein Blick in die Anfänge

Was wollte Jesus? Darüber streiten sich die Exegetinnen und Exegeten bis heute. Er scharte jedenfalls einen Kreis von Personen um sich, denen er eine Schlüsselstellung in der zukünftigen Gemeinschaft der ihm nachfolgenden Menschen zutraute. Ein Amt im eigentlichen Sinne hat er nicht installiert. Die ersten christlichen Gemeinden übernahmen das Ältestenamt Israels, wobei sie sich besonders an der Leitungsstruktur der jüdischen Diasporagemeinde orientierten: Ein Ältestenkollegium leitete die Gemeinde. Der Apostel Paulus wird dann in den Korintherbriefen (54/44 und 56/57 n. Chr.) konkreter. Zum Aufbau einer lebendigen Gemeinde brauche es neben unterschiedlichen Begabungen auch die eine hierarchische Struktur, die er mit dem Bild des Leibes Christi beschreibt. Die Vorstellung, dass es für ein geordnetes Gemeindeleben und eine gelingende Mission einen öffentlich wahrnehmbaren Repräsentanten brauche, findet man dann in mehreren Kirchenordnungen des 1. Jahrhunderts n. Chr. Und so entwickelten zunächst die Bischöfe ein solches Amtsverständnis. Die Gemeinden der ersten Jahrhunderte waren dabei unterschiedlich organisiert: Neben festen Leitern oder einem Leitungsgremium in einer Gemeinde gab es auch reisende Apostel oder Lehrer; die meisten verdienten ihr Brot aber nicht mit den Gemeindeaufgaben.

Die Zölibatsforderung

Eine erste Festlegung ergab sich mit der Konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert. Das Christentum wurde innerhalb des Römischen Reiches staatstragend und gesellschaftsprägend. Dafür brauchte es professionelle und daher bezahlte Vollzeitkleriker. Diese Erwartung richtete sich wiederum zunächst an die Bischöfe. Ihnen wurden mit dem Untergang der römischen Staatsstrukturen in der Spätantike auch weitere Aufgaben in Gesellschaft und Politik übertragen. Sie waren Sprecher ihres Gemeinwesens, Richter etc. Das heißt: Das Führungspersonal der Kirche wurde in der Spätantike zur gesellschaftlichen Elite. Diese Rolle übertrug sich Schritt für Schritt auch auf das priesterliche Amt, das nun zunehmend als Gemeindeleitung greifbar wird.

Eine gesellschaftliche Elite aber sollte auch in ihrem Lebenswandel als solche erkennbar sein. In der hellenistisch-römischen Umwelt galt Askese als ein Ideal und der Zölibat als Lebensform der Eliten. Außerdem verlangte das Konzept kultischer Reinheit, das das Christentum ebenfalls aus seiner Umwelt übernahm, dass ein Mensch, der heilige Handlungen vollzieht, sexuell rein sein musste. Die Eucharistie wurde zunehmend als eine solche heilige Handlung verstanden. Aufgrund solcher hellenistisch-römischer Vorstellungen der Umwelt entwickelte sich im 4. Jahrhundert innerhalb des Christentums die Forderung, dass Kleriker nach ihrer Weihe sexuell enthaltsam leben sollten, erstmal formuliert bereits vor der Konstantinischen Wende auf der Synode von Elvira (306). Bisher hatte die sexuelle Enthaltsamkeit vor allem für das Mönchtum gegolten, nun sollte das Priesteramt dessen geistliche Kräfte aufgreifen. Der Enthaltsamkeitszölibat entsprach noch nicht dem späteren Ehelosigkeitszölibat, der erst in den Kirchenreformen des 11. Jahrhundert verbindlich wurde. Aber die Keuschheit sah in Kombination mit anderen Enthaltsamkeitsidealen wie Armut, Gehorsam und Nüchternheit einen umfassenden alternativen way of life für die Priester vor: Vor dem Hintergrund einer Gesellschaft, die stark auf die Ehe ausgerichtet war, wurde der Zölibat so zu einem Unterscheidungsmerkmal der christlichen Eliten. Er wurde zugleich als Befreiung von weltlichen Pflichten und als Befähigung zum Dienst an den Menschen und in der Welt gesehen.

Vormoderne Wirklichkeiten

Dieses Ideal konnten jedoch im Mittelalter und selbst in der Frühen Neuzeit viele Priester schon deshalb nicht leben, weil sie auf helfende Hände angewiesen waren. In vielen ländlichen Pfarreien erhielten Priester nämlich keine oder nur geringe Abgaben und erst recht keinen festen Lohn. Sie lebten daher von der Bestellung der Felder, die ihnen mit ihrer Pfarrstelle überlassen worden waren. In unserem Raum war dies noch bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts so. Alleine aber konnte ein Priester kaum ein Feld bestellen – daher waren Frau bzw. Konkubine und Kinder in einem solchem Pfarrhaushalt oft anzutreffen. Das Zölibatsideal galt in der Theorie selbstverständlich weiter und wurde gerade in Reformzeiten, also im Kontext des IV. Laterankonzils (1215), der Reformationszeit sowie des Konzils von Trient (1545-63), verschärft eingefordert. Die Reformation mit dem partnerschaftlichen Lebensstil der Priester war da ein Gegenentwurf.

Eine andere Form priesterlichen Lebens traf man im Mittelalter und der Frühen Neuzeit am anderen, nämlich oberen Ende der sozialen Skala. Inhaber von Domkapitelstellen, Bischöfe und Kardinäle, aber auch Fürstäbte stammten für gewöhnlich aus Adelsfamilien und lebten daher vielfach ein höfisch-adeliges Leben, das Repräsentanz eher vorsah als Askese. Ein Streben nach weltlichem Glanz lässt sich nicht für alle Domkapitulare, Bischöfe, Kardinäle und Äbte pauschal sagen, aber nicht nur im Rom der Renaissance gab es Klagen über einen verweltlichten Klerus an der Spitze der kirchlichen Hierarchie. Auch ihnen galt die Forderung der vormodernen Konzilien nach einem ehelosen, enthaltsamen und dem Amt angemessenen Leben. Durchgreifend erfolgreich waren diese Forderungen aber erst dann, als einerseits im langen Gefolge des Konzils von Trient eine theologische Ausbildung aller Priester und ihre Besoldung unabhängig von der Bestellung von Land garantiert werden konnte und andererseits die alte Adelskirche mit dem Ancien Régime 1789 unterging.

Experimente im 20. Jahrhundert

Mit einer ganz anderen Lebensform experimentierten die sogenannten Arbeiterpriester vor allem in Frankreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie wollten durch die Erwerbstätigkeit in Fabriken oder Häfen das Schicksal der Arbeiter teilen und gerade darin das Evangelium verkünden. Vielfach nahmen sie dabei aber kommunistisches Gedankengut auf. Auch deshalb beendete der Vatikan in den 1950er Jahren das Experiment mit der Begründung, dass Priester sich auf die Verkündigung des Evangeliums und die Spendung der Sakramente konzentrieren sollten. Faktisch hob das Zweite Vatikanische Konzil dieses Verbot aber wieder auf. Einige Arbeiterpriester existieren noch heute.

Fazit

Das waren nur einige Schlaglichter auf priesterliche Lebensformen in 2000 Jahren Geschichte. Es gäbe viele andere Modelle, von denen berichtet werden könnte und die Teil unserer katholischen Tradition sind. Ein Priester, der einen festen Lohn erhält und sich ganz der Seelsorge widmen kann, ist jedenfalls ein relativ junges Phänomen, das auch heute auf weite Teile der Welt nicht zutrifft. Die priesterliche Lebensform, das sollte deutlich werden, ist vom Kontext abhängig, in dem Priester leben.

Dr. Daniela Blum
Aachen

Zur Person

Daniela Blum studierte von 2005 bis 2011 Katholische Theologie an der Universität Tübingen, an der sie auch im Fach Mittlere und Neuere Kirchengeschichte promoviert wurde. Von 2019 bis März 2022 arbeitete sie im Diözesanmuseum Rottenburg. Im April 2022 wurde Frau Blum zunächst als Vertretungsprofessorin auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der RWTH Aachen berufen.

Gut, dass wir darüber gesprochen haben?!

Überlegungen zum Synodalen Weg

Die Kirche in Deutschland hat sich seit Dezember 2019 auf einen Synodalen Weg gemacht, auf einen Weg also, der gemeinsam gegangen werden soll. Den Ausgangspunkt für diesen Weg bildete die im Jahr 2018 vorgestellte MHG-Studie, die die systemischen Ursachen des massenhaften Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch Kleriker untersuchte.

Seither wurde viel gearbeitet: In drei Synodalversammlungen, in sog. Regionenkonferenzen, und in vier Synodalforen haben die Initiatoren des Synodalen Weges als Folge der oben erwähnten MHG-Studie Reformbedarf in folgenden Bereichen ausgemacht:

- Macht und Gewaltenteilung in der Kirche
- Priesterlichen Existenz heute
- Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche
- Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft

Blickt man auf die inzwischen zurückgelegte Wegstrecke, so stellen sich gemischte Gefühle ein. Da ist zum einen die positive Erkenntnis, dass der Synodale Weg eine Dynamik des Freimuts losgetreten hat. Viele Akteure im kirchlichen Bereich fassten sich ein Herz und traten mit ihren Überzeugungen und Forderungen mutig öffentlich auf. Allein dies ist als ein großer Gewinn für die kirchliche Debattenkultur zu sehen. Es darf auch katholisch gestritten werden!

Deutlich wurde dadurch allerdings auch: Die Kirche in Deutschland scheint von einem tiefen, in Teile beinahe unüberbrückbaren Graben durchzogen. Der Freiburger Fundamentaltheologe Magnus Striet hat diese Einsicht treffend zusammengefasst: „Immer wieder ist von einem drohenden Schisma zu hören. […] Sich sorgen, dass ein Schisma kommen könnte, müssen die Kritiker sich aber nicht. Es gibt das Schisma längst. Ob es institutionell vollzogen wird, ist eine nachrangige Frage. Die innere Distanz zu dem, was angeblich als verbindlich zu glauben vom Lehramt der römisch-katholischen Kirche vorgegeben wird, ist in vielen katholischen Milieus so ausgeprägt, dass hier auch nichts mehr zu kitten ist.“[1]

Positiv zu verzeichnen ist wiederum, dass augenscheinlich die Mehrzahl der Synodalen, unter ihnen nicht wenige Bischöfe, verstanden haben, dass Reformen, wollen sie wirksam sein, nicht an der Oberfläche ansetzen dürfen, sondern das System Katholische Kirche betreffen. In vielen der verabschiedeten Texte zeigt sich ein deutlicher Wille zur grundlegenden Veränderung. Die Problematik dabei ist nur: Der Synodale Weg, und mit ihm alle verabschiedeten Dokumente und Texte, ist letztlich im harten rechtlichen Sinne vor allem eines: ein äußerst zahnloser Tiger. Denn die Synodalversammlung ist kein demokratisch legitimiertes Parlament, dem legislative Kompetenz zukommt. Im Gegenteil: Über die Umsetzung einzelner Beschlüsse in den Bistümern entscheidet der jeweilige Diözesanbischof als Gesetzgeber – oder aber es handelt sich um Themen, die ohnehin in den Kompetenzbereich des Papstes fallen – wie übrigens die meisten der diskutierten heißen Eisen, etwa die Frauenordination. So resümiert der emeritierte Bonner Kirchenrechtler Norbert Lüdecke: „Die Bischöfe stellen sich hinter Forderungen, von denen sie wissen, dass sie in Rom abgeschmettert werden. Da ist nichts außer Placebo-Beteiligung in einer streng ständemonarchischen Kirche“.[2]

Diese Einsicht ist umso tragischer, als durch diesen breit angelegten und medial begleiteten Prozess bei vielen Katholikinnen und Katholiken hohe Erwartungen in dessen Ergebnisse geschürt wurden. Was geschieht, wenn am Ende deutlich wird, dass diese in weiten Teilen nicht einmal im Ansatz erfüllt werden können, malt man sich lieber nicht aus.

Den Inititatorinnen und Initiatoren des Synodalen Weges war an einem echten, reformorientierten Aufbruch der Kirche in Deutschland gelegen. Der Prozess, den sie angestoßen haben, könnte am Ende aber ungewollt zu einem Katalysator der Entfremdung vieler Katholikinnen und Katholiken von ihrer Kirche werden.

Simon Menth
Redaktionsteam

DER SYNODALE WEG

1 Vgl. www.katholisch.de/artikel/34014-striet-nehme-brief-zum-synodalen-weg-intellektuell-nicht-allzu-ernst
2 Vgl. www.deutschlandfunk.de/synodaler-weg-reformprozess-katholische-kirche-100.html

„Für mich kommt es auf den konkreten Menschen an“

sagt Pfarrer Uwe Grau aus Uttenweiler, der sich in der Fernsehdokumentation „Wie Gott uns schuf“ als homosexuell outete.

Herr Pfarrer Grau, warum streben Sie keine leitende Pfarrstelle an?

Pfarrer Uwe Grau: Ich habe gelernt, dass „Chefsein“ nicht mein Ding ist. Ich möchte mich ganz auf die Seelsorge konzentrieren und nahe bei den Menschen sein. Ich war 15 Jahre als Notfallseelsorger tätig, was mich geprägt hat, und bin aktives Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr in Uttenweiler. Hier bekomme ich Zugang zu einem ganz anderen Personenkreis als üblich.

Interessant wären für mich andere Leitungsstrukturen und Modelle in den Kirchengemeinden, in denen der Priester nicht zwingend auch die Leitung haben muss.

Herr Pfarrer Grau, überregional wurden Sie durch eine Fernsehsendung bekannt, in der über 100 Menschen, die kirchlich beschäftigt sind, ihre andere sexuelle Identität öffentlich gemacht haben. Dies hat große Wellen geschlagen und für viel Diskussionen gesorgt. Wie kam es zu dieser Aktion?

Im Januar/Februar 2021 haben sich Leute zusammengefunden, die eine andere sexuelle Identität haben, also schwule, lesbische und andere queere Menschen und die bei der Kirche beschäftigt sind. Ich kam zu der Gruppe dazu, als aus Rom die Verlautbarung des Verbotes der Segnung von queeren Paaren kam. Es gab dann verschiedene virtuelle Konferenzen. Anfänglich waren wir ca. 60 Personen; die Zahl stieg aber dann immer mehr an. Wir überlegten, wie wir das Thema adäquat in die Öffentlichkeit bringen können. Mir war wichtig, dass wir in der Öffentlichkeit die Realitäten aufzeigen, dass es auch im kirchlichen Bereich queere Menschen gibt, die unter ihrer Situation leiden und die sich durch das kirchliche Arbeitsrecht bedroht fühlen. Das hat für mich etwas mit Glaubwürdigkeit zu tun. Wir wollen etwas bewirken und verändern. Es gibt deutschlandweit ein Netzwerk, in der Diözese Rottenburg-Stuttgart befindet sich ein solches Netzwerk im Aufbau. Wir haben viel Anerkennung für den Filmbeitrag erhalten, auch Generalvikar Clemens Stroppel in Rottenburg äußerte sich anerkennend. Allerdings gibt es [...] derzeit noch keine offizielle verbindliche Neuregelung des kirchlichen Arbeitsrechtes, nur Absichtserklärungen. Im Herbst könnte die Bischofskonferenz so weit sein.

Wie waren die Reaktionen in Ihrem persönlichen Umfeld?

Einige Zeit vor dem Fernsehbeitrag habe ich mich meiner Familie geoutet. Meine Mutter und meine Schwestern und Nichten reagierten recht gelassen. Dies hat mir sehr gutgetan. Insgesamt habe ich eigentlich nur positive Rückmeldungen bekommen, persönlich habe ich keine Anfeindungen oder heftige Kritik erlebt. Ich weiß aber auch, dass es ablehnende Stimmen gab, die allerdings nicht direkt bei mir ankamen.

Und wie geht es Ihnen heute?

Ich bin froh, dass ich diesen Schritt gemacht habe. Es war und ist für mich eine große Erleichterung und befreiend.

Wie denken Sie, soll und kann die Kirche als Weltkirche mit dem Thema umgehen?

Es gibt hier natürlich religiöse, gesellschaftliche und kulturelle Unterschiede. Ich würde mir wünschen, dass die Kirche offiziell anerkennen kann, dass Sexualität auch in unterschiedlichen Identitäten ein Geschenk Gottes ist. Wir queere Menschen sind kein Kunstfehler Gottes. Dann würde ich mir wünschen, dass neue Erkenntnisse der Theologie und der modernen Humanwissenschaften sich auch in der kirchlichen Lehre über die Sexualität niederschlagen. Und hier gibt es vielleicht gewisse Hoffnungszeichen.

Herr Pfarrer Grau, vielen Dank für das offene Gespräch.

Das Interview führten Thekla Braun und Rudi Andritsch, Redaktionsteam

Zur Person

Uwe Grau, 54 J, wuchs in einem Schreinerbetrieb in Mutlangen bei Schwäbisch Gmünd auf und begann nach seinem Hauptschulabschluss eine Schreinerlehre, um später den väterlichen Betrieb zu übernehmen. In dieser Zeit war er stark in der Ministrantenarbeit engagiert. Während der Lehrzeit bildete sich der Wunsch heraus, einen kirchlichen Beruf zu ergreifen. Ein halbes Jahr vor der Gesellenprüfung entschloss er sich, das Abitur nachzumachen und Theologie in Tübingen zu studieren. Prägend war für ihn die Zeit seines Auslandsstudiums in Montreal/Canada. Im Juli 1997 wurde er in Schorndorf zum Priester geweiht. Nach verschiedenen Stationen als Vikar, Pfarrvikar und auch als Pfarrer kam er vor drei Jahren in die SE Bussen, wo er jetzt als Pfarrvikar tätig ist.

Besorgt – aber nicht ohne Hoffnung

Zu den aktuellen Problemen in der Katholischen Kirche beantwortete Dekanatsreferent Björn Held uns folgende Fragen:

Derzeit gibt es eine regelrechte Welle von Kirchenaustritten. Wie sehen die Zahlen im Dekanat aus?

Björn Held: Auch in den Kirchengemeinden unseres Dekanats Biberach ist ein deutlicher Anstieg an Kirchenaustritten festzustellen. Eine Gesamtübersicht mit genauen Zahlen gibt es erst im Sommer, wenn der offizielle statistische Bericht der Diözese für das Jahr 2021 erscheint.

Gibt es auf diese Austrittswelle konkrete Reaktionen und Maßnahmen des Dekanats, um dem entgegenzutreten?

Ja! Auf Ebene der Kirchengemeinden gibt es vielerorts die Praxis, an Ausgetretene einen Brief zu schreiben und ihnen ein Gesprächsangebot zu machen, in dem sie die Möglichkeit haben, mit dem Pfarrer über die Beweggründe ihres Austritts zu sprechen. Immer wieder gehen Ausgetretene auf dieses Angebot ein und es kommt zu intensiven Gesprächen, die beiden Seiten helfen, einander zu verstehen: Es gibt Ausgetretene, die über ein solches Angebot und Sich-Zeitnehmen positiv überrascht sind. Und umgekehrt hören Pfarrer aus erster Hand, womit die Menschen sich in der Kirche schwertun und was sie zu diesem Schritt bewogen hat. Freilich gibt es aber auch viele Menschen, welche die Chance zu solch einem Gespräch nicht annehmen.

Auf Ebene des Dekanats sind die Kirchenaustritte bspw. Thema in der Dienstkonferenz der Dekane oder in der Sitzung der leitenden Pfarrer. Da die Austrittsgründe vielschichtig sind (Entfremdung von Glauben und Kirche im persönlichen Leben, Reformstau, Enttäuschung über die Kirchenleitung, Geld einsparen usw.) versuchen wir als Dekanat entsprechend vielschichtig zu reagieren. Wir greifen in Gremien die Themen des Synodalen Weges auf. Es gibt drei Diözesanrät*innen aus unserem Dekanat, die in Rottenburg aktiv mitbestimmen. Auf der Dekanatshomepage platzieren wir von Zeit zu Zeit einen Link zum Thema „Kirchensteuer“, um den Menschen zu zeigen, wie viel Gutes (Verkündigung der frohen Botschaft, Wertevermittlung und Erziehung, Bildung und Schulen, caritative Arbeit und Einsatz für Schwache, Krankenhäuser, Jugendarbeit, Kirchenmusik, Kunst und Kultur...) mit der Kirchensteuer ermöglicht und unterstützt wird. Mit der diözesanen Stabsstelle „mediale Kommunikation“ ist man im Kontakt, um nach Wegen zu suchen, neben all den schlechten Schlagzeilen über Kirche auch die vielen positiven und häufig übersehenen Aspekte von Kirche in die Öffentlichkeit zu tragen.

Glauben Sie, dass den Verantwortlichen, vor allem den Bischöfen, die katastrophale Lage der Kirche bei uns wirklich voll bewusst ist?

Aus Gesprächen mit Priestern, pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie ehrenamtlich Engagierten nehme ich deutlich wahr, dass viele um die Lage der Kirche besorgt sind. Besorgt heißt aber nicht, dass sie fatalistisch werden, nur noch alles schwarz sehen und keine Hoffnung auf Erneuerung der Kirche mehr haben. Außerdem üben aus meiner Sicht viele Haupt- und Ehrenamtliche ihren Dienst (selbst bei schwierigeren Rahmenbedingungen) gerne aus. Sie haben das Gefühl, etwas Sinnvolles und Gutes zu tun. Und auch der Bischof, so mein Eindruck, sieht die pastorale Not. Deutlich wurde das u.a. bei einer Dekanatskonferenz im Dekanat Saulgau, die unter der Überschrift stand „Kirche in stürmischen Zeiten“. Ich habe da einen Bischof erlebt, den die kirchlichen Umwälzungen selbst stark beschäftigen, der nichts beschönigt, und mit dem man offen über die sensiblen Kirchenthemen sprechen kann.

Björn Held
Dekanatsreferent

Gehen oder bleiben?

Warum Menschen aus der Kirche austreten - oder auch nicht

Wie geht es Menschen zurzeit in und mit unserer Kirche? Was beschäftigt und bewegt sie? Und wie gehen sie damit um? Auf diese Fragen haben wir in den beiden Seelsorgeeinheiten Biberach und Biberach Umland sehr persönliche Antworten bekommen - zwei Statements von Menschen, die sich entschieden haben, aus der Kirche auszutreten, und zwei von Menschen, die (noch) in dieser Kirche bleiben.

Kirchenaustritt mit 70 Jahren

Prägende Erfahrungen mit der katholischen KIrche in meiner Kindheit

Als ich neun Jahre alt war, kurz vor meiner Erstkommunion, entschieden sich meine Eltern im Jahr 1958, sich scheiden zu lassen. In meinem ländlichen Heimatdorf war das ein ausgemachter Skandal und natürlich Ortsgespräch. Unserem damaligen Gemeindepfarrer kam diese, zu dieser Zeit absolut außergewöhnliche, Entscheidung ebenfalls zu Ohren. Er besuchte meine Eltern und versuchte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Es gelang ihm nicht. Meine Eltern trennten sich und es kam zur Scheidung. Damit begannen meine negativen Erfahrungen mit unserem Ortspfarrer.

Damals ging ein Schuljahr noch von Ostern bis Ostern. lch war bis dahin ein guter Schüler und hatte gute Noten. Auch im Fach Religion, das der Gemeindepfarrer unterrichtete, hatte ich noch im Halbjahreszeugnis vom Herbst die Note „2“. Nach der Scheidung malträtierte mich der Pfarrer in jeder Religionsstunde, zog an meinen Haaren und zwang mich so zum Aufstehen. Weiter wurde ich mehrfach ohne Grund vom Unterricht ausgeschlossen und es hagelte Strafarbeiten. Dieser unfaire Umgang gipfelte in der Note „5“ in meinem Jahresabschlusszeugnis der 3. Klasse. Meine beiden jüngeren Geschwister und ich hatten unter der familiären Situation genug zu leiden. Da wäre eigentlich vom Pfarrer zu erwarten gewesen, dass er uns Halt gibt und nicht ausschließt oder gar bloßstellt.

Nach meiner Kommunion musste ich mein Elternhaus, meine Mutter und Schwester verlassen und mit meinem Vater in eine andere Gemeinde ziehen. Damals wurden die Kinder unter den Eltern einfach aufgeteilt. Zum Glück wurde ich dort von einer Lehrerin unterrichtet, die unserem Pfarrer in Pädagogik weit überlegen war. Diese unterrichtete auch Religion und so bekam ich im ersten Zeugnis an der neuen Schule im Fach Religion wieder die Note „2“.

In späteren Jahren wurde mir klar, dass mich unser damaliger Gemeindepfarrer für die „Fehler“ meiner Eltern bestrafte. Diese Erinnerungen an einen Kirchenmann aus meiner Kindheit werde ich nie vergessen. Trotz allem blieb ich der katholischen Kirche treu und erzog auch meine Kinder nach christlichen Werten.

Erst die Ereignisse und Skandale der katholischen Kirche, die in den letzten Jahren an die Öffentlichkeit gelangten und die Tatsache, dass die Kirche nicht bereit ist, diese aufzudecken und Täter schützt, haben mich bewogen, nach über 70 Jahren aus der Kirche auszutreten.

*Autor*in der Redaktion bekannt*

Alles in mir sträubt sich

Wie selbstgerecht habe ich immer über die Frauen geurteilt, die tatenlos zugesehen haben, wie ihre Männer, Brüder, Onkel ihre eigenen Kinder missbraucht haben. Und was mache ich? Ich sehe zu, wie Männer meiner Kirche das immer noch tun oder diese unaussprechlich schrecklichen Dinge immer noch vertuschen und verleugnen. Ich werde von ihnen in die Rolle der ohnmächtigen, tatenlos Zusehenden gezwängt.

Kann ich das aushalten? Will ich das als selbstständige, feministisch denkende Frau aushalten? Wo ist mein Platz in dieser Kirche? Habe ich einen Platz in dieser Kirche? Immer noch ausgeschlossen von wichtigen Ämtern, gezwungen am Rand zu stehen und abzunicken, ruhig gestellt mit seichten Worten?

Alles in mir sträubt sich!

Mein Kopf entscheidet sich im Mai 2020 für den Kirchenaustritt, mein Bauch schämt sich immer noch und meine Seele weint, weil sie ein Stück Heimat verloren hat.

Elisabeth Strehl

„Die Hütte brennt“

Dass in der Kirche gerade - spätestens seit dem Münchner Missbrauchsbericht - die „Hütte brennt“, steht wohl außer Frage. Aber für mich ist es nicht „irgendeine Hütte“, die da brennt - es ist „meine Hütte“. Aufgewachsen in einer konfessionsverbindenden Familie, habe ich die Kirchengemeinden beider Konfessionen gleichermaßen als Heimat erlebt. Die Gemeinschaft im Kinderchor, Jugendarbeit, Familienkreisfreizeiten haben mein Heranwachsen ebenso geprägt wie die spirituelle Suche und die intellektuelle Auseinandersetzung in der Hochschulgemeinde während meines Studiums der Theologie und Romanistik. Ich habe viel Schönes erlebt, viele wertvolle Freundschaften geschlossen - und vor allem eine reflektierte und gleichzeitig tiefe Beziehung zu Jesus Christus gefunden.

Und neben all diesem Schönen waren die Missstände von Kirche für mich nicht nur in den Medien, sondern auch in meinem eigenen Umfeld eigentlich immer präsent: Freunde von mir wurden Opfer geistlichen Missbrauchs, Männer, die offen zu ihrer Homosexualität standen, ohne sie auszuleben, mussten das Priesterseminar verlassen, andere, die sie im Geheimen lebten, wurden geweiht, Geschiedenen Wiederverheirateten wurde gekündigt. Die Anzahl der Weggefährten und Freunde, die einen kirchlichen Beruf an den Nagel gehängt oder innerlich gekündigt haben, das Priesteramt wegen einer Partnerschaft aufgegeben oder eine Ordensgemeinschaft verlassen haben, weil sie die Enge nicht mehr aushielten, bewegt sich im mittleren zweistelligen Bereich. Vor allem in den letzten Jahren wächst auch bei den „Frömmsten“ unter meinen Freunden die Distanz zur Kirche - man hält die Reformunfähigkeit und die Verlogenheit einfach nicht mehr aus. Die Frage „Kannst du noch im Auftrag dieser Kirche unterrichten?“ ist sicher gerade eines der Hauptgesprächsthemen unter Religionslehrkräften. Wie können wir nur bleiben?

„In der Mitte der Nacht liegt der Anfang eines neuen Tages“. Dieses Lied haben wir in meiner Jugend oft gesungen. Immer wieder kommt es mir in den Sinn. Vielleicht ist der Tiefpunkt, an dem sich die Kirche gerade befindet, wirklich der „Anfang eines neuen Tages“? Vielleicht entsteht unter der Asche der „Hütte, die brennt“ wirklich neues Leben - eine neue andere Kirche, in der Angst, Diskriminierung jeglicher Art und Verlogenheit endgültig der Vergangenheit angehören. Eine wirklich katholische - allumfassende - Kirche, in der alle, wirklich alle, Platz finden, um die Sehnsucht nach der Gegenwart Gottes in ihrem Leben gemeinsam wach zu halten.

Ich habe noch Hoffnung - denn „Die Lampe Gottes war noch nicht erloschen.“ (1 Sam 3,3). Und deswegen bleibe ich (noch).

Angelika Scholz
Lehrerin für Religion und Französisch am Gymnasium Ochsenhausen, schwerpunktmäßig tätig in der Aus- und Fortbildung von Religionslehrkräften, Mitglied des Euroteams der Gemeinschaft christlichen Lebens (GCL).

Warum ich nicht aus der Kirche austrete

Die katholische Kirche ist für mich meine geistige Heimat. Die Erfahrungen und Begegnungen, die ich dort machte, trugen wesentlich dazu bei, dass ich der Mensch bin, der ich jetzt bin.

Dankbar bin ich für vielfältige positive Momente in Gottesdiensten, Anbetungen, Bibel- und Gebetskreisen, in Glaubensseminaren, Vorträgen, Konzerten, Freizeiten und Wallfahrten.

Ein besonderer Schatz sind für mich die Sakramente, ohne die ich nicht leben wollte und die ich so in dieser Fülle in keiner anderen Kirche oder außerhalb der Kirche finden kann. Dankbar bin ich für viele gute Priester, denen ich begegnen durfte und die mein Leben immer ein Stück fruchtbarer machten.

Ich schätze an „meiner“ Kirche ihre Schönheit und ihre Vielfalt, die sich für mich auch in den unterschiedlichsten Gemeinschaften gezeigt hat, wie z.B. Charismatischer Erneuerung, Schönstatt, Jugend 2000, Loretto, Cursillo oder auch an besonderen Gnadenorten wie Assisi, Lourdes, Ars, Medjugorje und Rom.

Gerne bin ich Teil dieser Kirche auch dann, wenn ich an und mit ihr leide. Aber es ist meine tiefste Sehnsucht, dass viele Menschen den Reichtum des Glaubens erfahren und aus der Freundschaft mit Jesus ihr Leben sinnvoll und schön wird. Deshalb bringe ich mich gerne mit meinen Gaben und Talenten ein und fühle mich in dieser Kirche wohl. Auch wenn manches schmerzt und der Erneuerung bedarf. Deshalb hoffe, bete und bleibe ich unserer Kirche treu. Auch gerade dann, wenn sie sich in einem großen Sturm befindet und schwer hin- und hergeworfen wird. Ich bin mir sicher, wenn sie ihren Blick auf Jesus, ihre Mitte und ihr Ziel gerichtet hält, kann sie zum Licht und zur Hoffnung für jeden Einzelnen und die Welt werden.

*Autor*in der Redaktion bekannt*

Kirchenaustritte in der SE Biberach und SE Biberach Umland

Jahr	Anzahl der Kirchenaustritte SE Biberach	Anzahl der Kirchenaustritte SE Biberach Umland
2018	115	62
2019	165	64
2020	172	66
2021	210	126
1. Quartal 2022	**135**	**63**

Was machen die Kirchenaustritte mit uns?

Reaktion und Stellungnahme von Haupt- und Ehrenamtlichen in der Seelsorgeeinheit (SE) Biberach

Die Zahl der Kirchenaustritte steigt rasant. Im ersten Quartal diesen Jahres gibt es mehr Austritte als vor fünf Jahren während eines ganzen Jahres.

Was macht das mit uns? Wir empfinden durchaus ambivalente Gefühle.

Unsere vorrangige Reaktion ist Verständnis: Die Gründe für einen Kirchenaustritt sind nachvollziehbar und verständlich. Oft sind es keine Glaubensgründe. Nein, es sind der Missbrauchsskandal, der auch uns zutiefst erschüttert, und der Reformstau in der Kirche beziehungsweise der Umgang damit.

Das Zögern im Blick auf grundlegende Reformen wird oft damit gegründet, dass eine Spaltung der Kirche verhindert werden muss. Dabei stellt sich die Frage, ob nicht die vielen Austritte eine Spaltung sichtbar machen, die bereits stattfindet.

Und wir fragen uns: Wären wir nicht so eingebunden in unsere Ortskirche und würden damit nicht positive Erfahrungen und Verbundenheit assoziieren, würde der eine oder die andere von uns nicht auch austreten?

Zugleich machen uns die vielen Austritte aus unseren Gemeinden traurig und wir sorgen uns darum, wie es mit unserer Kirche weitergeht, auch vor Ort.

Im Blick auf die oben genannten Gründe für viele Kirchenaustritte fühlen wir uns ohnmächtig und sind ziemlich ratlos, was wir dagegen unternehmen könnten. Vieles können wir nicht beeinflussen.

Wo wir etwas bewirken können, das ist hier in der Kirche vor Ort: Wenn es uns gelingt, in unseren Gemeinden, Gruppierungen und Gremien Offenheit und Toleranz zu leben und Gemeinschaft erfahren zu lassen, auch für Menschen, die neu dazukommen, dann wirkt das vielleicht auch anziehend auf andere. Es ist uns wichtig und wesentlich, dass Menschen hier vor Ort Kirche als Heimat erleben können. Es geht uns darum, trotz allem positiv zu denken. Nur wer sich engagiert, kann etwas ändern.

Auch mit Menschen, die aus unserer Kirche ausgetreten sind, gibt es selbstverständlich weiterhin Begegnungen und Kontakte in einer vielfältigen und bunten Stadt. Daher gibt es auch für uns weiterhin viele Berührungspunkte - und das ist gut so.

Katharina Baiker-Thoma (Gewählte Vorsitzende von St. Martin)
Claudia Kaspar (Gewählte Vorsitzende von St. Josef)
Steffi Brüggemann (Pastoralreferentin)
Stefan Ruf (Leitender Pfarrer)

Von „fünf nach zwölf" auf „fünf vor zwölf"

Kirchliche Perspektiven der Seelsorgeeinheit Biberach Umland

Die Kirchengemeinderäte der Seelsorgeeinheit Biberach Umland trafen sich im Frühjahr zu einem Klausurtag. Ein Element der gemeinsamen Arbeit war die „Kopfstand-Methode" mit der Frage: „Was müssen wir tun, damit unser Gemeindeleben immer weniger wird?" Aus der Hirnforschung ist bekannt, dass Menschen das Negative schneller in den Sinn kommt als das Positive. So kritisieren wir leichter, als zu loben. Dabei wurden Schlagworte genannt wie „sich verschließen, keine Gottesdienste, überheblich sein, keine Zuversicht, selbst nicht an Gott glauben...". In einem zweiten Schritt wurden die Aussagen „auf die Beine" gestellt. Dabei kam zum Ausdruck, dass der Sonntags-Gottesdienst als Versammlung der Gläubigen sehr wichtig ist.

Nach der Rückkehr von Pfarrer Jaison nach Indien Ende Mai soll neben Eucharistiefeier und Wortgottesfeier ein Raum für neue Gottesdienstformen eröffnet werden, die unterschiedliche Zielgruppen stärker in den Blick nehmen. So können neue Formen entstehen, die auch suchende Menschen ansprechen. Die Kirchengemeinde Reute will z.B. mit einem Taizé-Gebet neue Erfahrungen sammeln. Eine gestaltete eucharistische Anbetung, Andacht oder Rosenkranz kann eine Option am Sonntag zur Versammlung der Gläubigen sein. Auch ein Gottesdienst mit Segnung von Kinderfahrzeugen ist angedacht.

Bei der Dekanewahl für das Dekanat Biberach am 15. Februar 2022 ermutigte Domkapitular Uwe Scharfenecker die Anwesenden auszuprobieren, was möglich ist. So führte er als Möglichkeit die Gemeindeleitung durch haupt- und ehrenamtliche Laien an (z.B. Pastoralreferent*in, Gemeindereferent*in), die auch weltkirchlich positiv gesehen wird. Der Synodale Weg bringt dies in seinem Handlungstext „Leitung von Pfarreien, Gemeinden und pastoralen Räumen" zum Ausdruck: „Alle Diözesen fördern verschiedene Modelle der Leitung in gemeinsamer Verantwortung in Gemeinden, Pfarreien und Dekanaten, mit denen die Kompetenzen und Charismen von Frauen und Männern gemeinsam wirksam werden können." Dies kann für die Seelsorgeeinheit Biberach Umland eine Perspektive sein, wenn Pfarrer Wunibald Reutlinger und Gemeindereferentin Monika Göbel in etwa vier Jahren in den Ruhestand gehen.

Kürzlich ist von der Hauptabteilung „Pastorale Konzeption" der Diözese ein Konzept erarbeitet worden, das die Taufe durch pastorale Laiendienste ermöglicht. Nach den Sommerferien startet hierzu ein erster Einführungskurs. Gemeindereferentin Margarita Ruppel ist dann für die Beauftragung zur Spendung der Taufe bereit. Die Beauftragung zur Leitung von Trauerfeiern mit Beerdigung ist bereits seit einigen Jahren möglich. So übernimmt Pastoralreferentin Stefanie Brüggemann in regelmäßigen Abständen den Beerdigungsdienst in Biberach. Gemeindereferentin Monika Göbel zieht dies für die SE Biberach Umland in Erwägung.

Diese Perspektiven geben ein Stück Sicherheit, engagiert und gelassen in die Zukunft zu blicken und Schritte zu gehen. Oder in ein Bild gebracht: Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen. Nehmen wir den Wind des Heiligen Geistes auf. Dazu gehört das „ora et labora" (Gebet und Arbeit) sowie eine engagierte Gelassenheit.

Für den Gemeinsamen Ausschuss der SE Biberach Umland
Pfarrer Wunibald Reutlinger und Gewählter Vorsitzender
Georg Schuhbauer

Warum lasse ich mich als Erwachsener firmen?

Ich bin mittlerweile in meinem 42. Lebensjahr und habe für mich beschlossen, mich nun firmen zu lassen. Der Begriff geht auf das lateinische Wort „firmare“ zurück, was kräftigen, festmachen oder beglaubigen bedeutet. Lange ging ich ohne ein Festmachen oder Kräftigen durchs Leben und war immer auf der Suche nach dem einen Sinn, der mir Halt und Kraft gibt. Dabei habe ich viel gesehen und mich damit beschäftigt; doch nichts davon konnte mich auf Dauer zufrieden stellen. Es machte sich nach und nach immer eine gewisse Leere breit in mir. Durch gewisse Schicksalsschläge und Wendungen in meinem Leben wurde das Drängen, diese Leere zu füllen, immer lauter. Ich begann mich wieder verstärkt Jesus und seinen Lehren zuzuwenden und es fühlte sich richtig gut an. Es half mir, meine innere Ruhe wiederzufinden und Kraft zu tanken für all das, was da noch kommen mag. Ich fühle mich nun gut aufgehoben und gerüstet, um nach vorne - und nicht zurück - zu blicken. Es war eine Art Neuanfang oder ein wieder auf den Weg zurück finden nach all den Umwegen. Mit der Taufe fing alles an. Ich war sogar Ministrant. In den Jugendjahren begann ich dann meine Suche nach dem einen Sinn und entfernte mich von meinen christlichen Wurzeln. Rebellisch eben, wie alle Jugendlichen, das Abenteuer suchend. Irgendwann wird man dessen müde und erwartet mehr vom Leben oder zumindest anderes. Mit der Firmung begebe ich mich wieder in die Hand Gottes und versuche dabei auch ein Beispiel zu sein im Glauben für die Jugend. Ein Hinterfragen des Glaubens finde ich wichtig, blinder Glauben war noch nie mein Weg. Vielleicht habe ich mich abgewandt, weil ein Hinterfragen vielerorts nicht erwünscht war? Ich möchte es besser machen und für meinen Glauben vernünftig Rede und Antwort stehen, auf dass andere auch gekräftigt und festgemacht werden in ihrem Glauben.

Markus Eberle
Mittelbiberach

Soll ich mich im Erwachsenenalter noch firmen lassen? Diese Frage stellt sich bestimmt der ein oder andere. Aber warum überhaupt – schließlich nimmt dies auch einen Teil meiner Zeit in Anspruch, gerade in der heutigen Gesellschaft, in der Zeit zu einem äußerst raren Gut geworden ist. Welche Gründe gibt es also, sich als Erwachsener firmen zu lassen?

Nun, auf der einen Seite ist das bestimmt die Tatsache, dass dies von Seiten der Kirche vorgegeben ist, um kirchlich heiraten oder als Pate in der Kirche wirken zu können. Im Jugendalter spielt möglicherweise auch der Gruppenzwang eine Rolle. Man möchte nicht als „Außenseiter“ oder womöglich als „Ungläubiger“ dastehen.

Der vermutlich häufigste Grund, sich als Erwachsener firmen zu lassen ist eine wieder enger werdende Bindung zu Gott, eine Rückkehr zum Glauben. Manchmal spielen auch gewisse Erkenntnisse eine Rolle, die hin und wieder eindrucksvoll zeigen, dass es eine höhere Macht geben muss. Daraus möchte mancher noch näher in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen werden und vervollständigt dies sozusagen mit der Firmung.

Sind es am Ende wirklich nur rationale Entscheidungen? Oder einfach die innere Stimme, das Bauchgefühl, eine Eingebung? Kann man diese Wahrnehmungen nicht auch als eine Art Kommunikation von Seiten des Himmels ansehen – des Heiligen Geistes, einem Ruf Gottes, dem man folgt, bewusst oder unbewusst?

Markus Rahn
Warthausen

„Ich wünsche mir, dass die Kirche ein Anker im Leben von Menschen sein könnte“

Interview mit Harald Stehle, Lehrer am Bischof-Sproll-Bildungszentrum, der nach seiner Priesterweihe im Juli 2022 als „Priester im Zivilberuf“ in der Seelsorgeeinheit Biberach tätig sein wird.

Herr Stehle, hat sich für Sie an der Schule nach der Diakonenweihe vor acht Jahren etwas geändert?

Harald Stehle: Im Prinzip nicht, mein Schwerpunkt blieb ja die Schule. Mein diakonisches Wirken vollzog sich ehrenamtlich schwerpunktmäßig in einer Pfarrei in Gammertingen. Natürlich aber engagierte ich mich auch in der Schule etwas im seelsorgerlichen Bereich, z. B. bei Schülergottesdiensten.

Wie kam es zu dem Modellversuch „Priester im Zivilberuf“ und wie soll dies praktisch in Zukunft aussehen?

Ich fragte im Ordinariat in Freiburg an, ob es möglich wäre, zum Priester geweiht zu werden, aber meinen Beruf als Lehrer beizubehalten. Die Diözese Freiburg wollte dieses Modell so nicht eingehen, also fragte ich im Ordinariat in Rottenburg nach. Hier war man diesem Anliegen gegenüber offener und die verantwortlichen Personen gingen auf mich zu, um meine Vorstellungen anzuhören. Letztendlich entschied dann Bischof Dr. Gebhard Fürst, dieses Modell durchzuführen. Ich werde ab Anfang April ins Priesterseminar in Rottenburg gehen, um mich auf meine Priesterweihe vorzubereiten. Die Priesterweihe findet am 09. Juli 2022 in Rottweil statt. Anschließend werde ich bis zu meiner Pensionierung wieder als Lehrer mit einem vollen Deputat am Bischof-Sproll-Bildungszentrum arbeiten. Nebenher werde ich etwas in der SE Biberach mitarbeiten. Ab meiner Pensionierung als Lehrer werde ich dann ohne Anrechnung im Stellenschlüssel in der SE Biberach priesterlich tätig sein.

Wie reagierten die Schüler auf Ihren Entschluss, Priester zu werden?

Durchwegs positiv und mit Respekt vor meiner Entscheidung. Vor allem die jüngeren Schüler bedauerten, dass ich die Schule jetzt zeitweise verlasse.

Was wäre Ihr „Traum“ von Kirche?

Für mich ist es schwierig, hier von Traum zu reden. Ich will meinen Weg zusammen mit anderen Menschen in der Kirche finden.

Was möchten Sie Ihren Schülern als Botschaft mitgeben?

Ich freue mich, wenn ich sehe, dass sie ihren Weg im Leben und in der Kirche gehen können und dass ich dazu etwas beitragen kann. Dabei sind mir Toleranz und Authentizität wichtig. Ich möchte mit ihnen auf dem Weg sein.

Was erwarten bzw. erhoffen Sie vom „Synodalen Weg“?

Ich erwarte gewisse Öffnungen und Reformen in Bereichen, wo es möglich ist. Ich hoffe und erwarte, dass es bald geweihte Diakoninnen gibt. Auch hoffe ich, dass es für manche nicht zu große Enttäuschungen gibt.

Was würden Sie als erstes in der Kirche verändern, wenn sie könnten?

Die Kirche sollte von ihrem Kern aus eine Strahlkraft besitzen, so dass sie glaubwürdiges Leben der Gläubigen ermöglicht und größere Stolpersteine aus dem Weg räumt, die die Akzeptanz der christlichen Botschaft verhindern. Allerdings glaube ich, dass das eigentliche Problem im Glaubensverlust liegt.

Wie wird es mit der Kirche Ihrer Meinung nach in Zukunft weitergehen?

Das ist schwierig zu sagen. Hier ist vieles offen. Vieles wird sich verändern, ich hoffe, dass es auch mal wieder zu einer Blüte in der Kirche kommt. Ich wünsche mir, dass die Kirche ein Anker im Leben von Menschen sein könnte.

Vielen Dank, Herr Stehle für das Gespräch.

Das Interview führten Thekla Braun und Rudi Andritsch, Redaktionsteam

„Wäre Gesanges voll unser Mund…“

Was der Wandel des Kirchenlieds über den Wandel in der Kirche aussagt

Singen gehört zum Gottesdienst wie Gebet und Stille – das hat uns die Corona-Zeit eindrücklich fühlen lassen. Doch unbestritten sitzt man manchmal in der Kirche und möchte die alten Lieder nicht mehr singen und das Neue Geistliche Liedgut ist noch zu unbekannt. Aber welche Lieder sind wirklich zeitgemäß?

Musik ist ein wesentliches Element im Gottesdienst

Ein kleiner Ausflug in die Vergangenheit lohnt sich: Schon immer war Musik ein wesentliches Element des Gottesdienstes. Als Wohlfühl-Element für die Gläubigen vermittelte sie etwas von dem Geheimnis der Feier, vom Mysterium Gottes. Im Mittelalter sangen die Mönche Gregorianik, die Menschen fühlten sich getragen von der Musik, getröstet von der Gewissheit ihr Schicksal in Gottes Hände legen zu können.

Mit Martin Luther zog die Landessprache in die Gottesdienste ein. In den Liedern dieser Zeit kommt ein tiefer Glaube an die Allmacht Gottes zum Ausdruck. *Ein feste Burg ist unser Gott*, das Kirchenlied von Martin Luther war und ist für den Protestantismus von großer Symbolkraft.

Die Musik von Johann Sebastian Bach prägt die Kirchenmusik bis heute und hat viele Jahrhunderte musikalisch wertvoller Kirchenmusik angestoßen. Doch eines ist immer gleich geblieben: Die Gläubigen hören zu, sie singen nicht selbst, sondern lassen sich von den Klängen der Musik in die Geheimnisse der Liturgie mitnehmen.

Gesang beteiligt die Menschen am Gottesdienst

Im 2.Vatikanischen Konzil (1962-1965) macht die Kirche einen riesigen Schritt auf das gläubige Volk zu. Seit dieser Zeit ist der Priester auch im Gottesdienst den Menschen zugewandt. Die Menschen singen jetzt in ihrer Sprache. Schon dadurch erfahren sie mehr Gemeinschaft. *Großer Gott wir loben Dich* und *Lobe den Herrn* sind Ausdruck tiefer Frömmigkeit und aus keinem feierlichen Gottesdienst wegzudenken.

Die Lieder im Gottesdienst haben aber auch noch eine andere Wirkung: Als gesungener Text kann das Lied zum Resonanzboden für Gebet werden. Oftmals klingen die Lieder im Alltag weiter, die Musik stärkt, wo andere Texte schon längst verklungen sind.

Anpassung an eine veränderte Welt

In den 70er Jahren des 20.Jahrhunderts wandeln sich die Werte in Gesellschaft und Kirche.

Als Folge davon gibt man sich in der Kirche einen modernen Anstrich. *Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt* war einer des großen Hits dieser Zeit, am besten mit Band und Schlagzeug und dazu geklatschtem Rhythmus. Gemeinschaftserleben durch die Musik, Anpassung an die Popmusik, modern sein um jeden Preis - schnell musste man erkennen, dass diese Art von Musik und Text die Zeit nicht überdauert.

Fast zur gleichen Zeit gab es dann die Gegenströmung: In Taizé gründete Frère Roger einen ökumenischen Orden. Hier besann man sich auf alte Texte wie Psalmen und kurze Bibelzitate. Meditation und Besinnung steht hier im Vordergrund, Kontemplation stellt sich durch die ständige Wiederholung der immer gleichen Harmonien ein.

Neue geistliche Lieder stehen gleichberechtigt neben Liedern mit Tradition

1974 gab es das erste Einheitsgesangsbuch, ein gedruckter Fortschritt für die Musik im Gottesdienst. *Macht hoch die Tür* gehört zum Advent wie *O Haupt voll Blut und Wunden* zum Karfreitag und *Christ ist erstanden* zu Ostern. Doch die Geschichte der Kirchenmusik ist damit nicht zu Ende. Inzwischen gehören zum Grundkanon auch Lieder, die textlich viel besser in unsere Welt passen. *Nimm o Gott die Gaben, die wir bringen* oder *Bewahre uns Gott* werden inzwischen von allen Gottesdienstbesuchern gerne gesungen. Die beliebten Kirchenlieder der Vergangenheit stehen gleichberechtigt neben Liedern, die eine neue Geisteshaltung zum Ausdruck bringen. Im heutigen Gottesdienst begegnet das kirchenmusikalisch „Alte“ dem modernen Liedgut. *Wo Menschen sich verbünden, den Hass überwinden, und neu beginnen ganz neu … da berühren sich Himmel und Erde, dass Friede werde unter uns* – aktueller geht es nicht.

Edith Fuchs
Kirchenmusikerin SE Biberach

„Schritt für Schritt“

Gebet am Donnerstag

Dieses Gebet ist Anfang 2019 unter Federführung von Priorin Irene Gassmann (Kloster Fahr) in der Schweiz entstanden. Es ist das Kernstück des sogenannten Donnerstagsgebets, das an vielen Orten in verschiedenen Ländern donnerstags gebetet wird. „Es geht um das Wachsen eines kraftvollen Gebetsnetzes. Dieses soll denen, die daran teilnehmen, in dieser Zeit der Veränderung Mut und Zuversicht schenken, eine weitere Woche den Weg in und mit der Kirche zu gehen.“ Mehr dazu unter: www.gebet-am-donnerstag.ch

„Gott, du unser Vater und unsere Mutter, wir alle wissen, wie es um unsere Kirche steht. Unrecht geschah und geschieht, Macht wurde und wird missbraucht. «Bei euch aber soll es nicht so sein», sagt Jesus.
Wir bitten dich um dein Erbarmen. Kyrie eleison.

Frauen und Männer sind durch die eine Taufe gleich- und vollwertige Mitglieder der Kirche. Im Miteinander in allen Diensten und Ämtern können sie zu einer Kirche beitragen, die erneuert in die Zukunft geht.
Wir bitten dich um Kraft und Zuversicht. Kyrie eleison.

Menschen kommen mit ihrer Sehnsucht nach Frieden, nach Gemeinschaft, nach Beziehung zu Gott und zueinander. Eine glaubwürdige Kirche ist offen für Menschen gleich welcher Herkunft, welcher Nationalität, welcher sexuellen Orientierung. Sie ist da für Menschen, deren Lebensentwurf augenscheinlich gescheitert ist, und nimmt sie an mit ihren Brüchen und Umwegen. Sie wertet und verurteilt nicht, sondern vertraut darauf, dass die Geistkraft auch dort wirkt, wo es nach menschlichem Ermessen unmöglich ist.
Wir bitten dich um Kraft und Zuversicht. Kyrie eleison.

In dieser Zeit, in der Angst und Enge lähmen und die Zukunft düster erscheint, braucht es großes Vertrauen, um mit Zuversicht nach vorn zu schauen. Es braucht Vertrauen, dass durch neue Wege und einschneidende Veränderungen mehr Gutes geschaffen wird als durch Verharren im Ist-Zustand.
Wir bitten dich um Kraft und Zuversicht. Kyrie eleison.

Gott, du unsere Mutter und unser Vater,
im Vertrauen darauf, dass du mit uns auf dem Weg bist, gehen wir weiter mit und in der Kirche; in der Tradition all der Frauen und Männer, die vor uns aus dem Feuer der Geistkraft gelebt und gehandelt haben, die vor uns und für uns geglaubt und gelebt haben. Die heilige Scholastika vertraute auf die Kraft des Gebets. In ihrem Sinne wollen wir Schritt für Schritt vorwärtsgehen, beten und handeln, wie sie es getan hat: «Geht, Schwestern und Brüder, wie ihr könnt!» Behüte uns. Sei mit uns alle Tage bis zum Ende der Welt. Darum bitten wir jetzt und in Ewigkeit. Amen.“

Das Donnerstagsgebet in Biberach

Termine:	jeweils am 1. Donnerstag im Monat (07.07., 06.10., 03.11., 01.12. 2022)
Uhrzeit:	18.00 Uhr
Ort:	in der Regel in der Katholischen Spitalkirche Am 06.10. findet das Donnerstagsgebet in Rißegg statt.

**Wir kommen in einer gewandelten Kirche weiter,
wenn wir gut zuhören können,
wenn wir Verständnis für andere aufbringen,
wenn wir uns nicht gegenseitig echtes Christsein absprechen.**

Martin Sayer
Priester i.R.